

auf den Dorfvestfriedhöfen einschartete. So heißt es am 19. Oktober im Kirchenbuche: „Ein Knabe in der Schenke zu Raundorf an der Peste gestorben und daselbst begraben.“

Gegen Ende Dezember war die Nacht der Pest in den beiden Orten abbrochen. Raundorf hatte am 1. Januar 1638 den letzten Pestfall und in Bilschewitz kam ein vereinzelter, letzter Todesfall am 21. Januar desselben Jahres vor. Lindenau war von dieser Pestkatastrophe völlig verschont geblieben. Die Sterblichkeit die in normaler Zeit im Jahresdurchschnitt 89 Fälle in der ganzen Pfarodie betrug, stieg in den 9 Berichtsmoaten von 1637 auf 182 Fälle. Noch einmal während des großen Krieges, im Jahre 1640 klackerte die Pest wieder auf und war es Raundorf, das davon heimgesucht wurde, jedoch war die Epidemie kurz, dauerte nur einen Monat und raffte diesmal nur 4 Personen, den Bauer Martin Meißner, die beiden Kinder des Lorenz Scholz und Martin Besold's Magd, Maria Löschnig aus Wahnndorf, hinweg, die sämtliche auf dem Vestfriedhof am Dorkenwege ihre Ruhestätte fanden.

Wir wissen nicht wodurch diese Pestkatastrophe in den beiden Dörfern entfiel. Ob sie von den Soldaten Baners eingeschleppt, oder ob einer der nach Dresden zu Markte gehenden Bauern den Ansteckungsstoff dort aufgelesen. Wir wissen auch nicht ob und welche ätztliche Hilfe für die Dörfer vorhanden war. Wir können nur aus der nackten Tatsache der aufgezählten Pesttoten uns eine Vorstellung davon machen, wie schwer die Krankheit auf den Dörfern lag, wie sie von Hof zu Hof kroch, Väter, Mütter von den Kindern riß und ganze Familien entvölkerte. Jedenfalls war das Pestjahr 1637 nicht denen von 1632/33 das schlimmste, das auch in Dresden die ungewöhnlich hohe Zahl von 1897 Todesfällen aufwies. Mit dem Tage aber, an welchem die Pest als erledigt anzusehen war, begrub man auch keine Toten mehr auf den Vestfriedhöfen, auf denen, wie wir später sehen werden, jedwede Totenfeier vermieden, und die Verstorbenen so schnell als möglich der Erde übergeben wurden. Die dürftigen Angaben Pfarrers Preischer oder des Schulmeisters Siegers d. A. im Kirchenbuche, die nichts weiter als eine kurze Notiz jedes Todesfalles und den Begräbnisort enthalten, zeigen, das die Gemüter nach den furchtbaren Leiden des Schwedeneinfalles nicht allzusehr von den sich häufenden Sterbefällen bewegt worden sein. 43 Jahre später, im Jahre 1680, Pfarrer Preischer war inzwischen auch gestorben, wütete die Pest noch einmal schrecklich in der Pfarodie und aus dieser Zeit wissen wir, dank der etwas ausführlicheren Eintragungen im Totenregister, ein wenig mehr von der Pestzeit wennauch als da eingehende Angaben über dieselbe nicht gemacht worden sind. (Fortsetzung folgt.)

Ein rätselvolles Pflanzen- geschlecht.

Wer in heißen Sommertagen einen kühlen Wald aufsucht, kann nicht achtlos an den sterblichen Blätterbüschen vorübergehen, die wie kammlose Palmen den Waldboden be-

decken. Es sind dies die Farne, die wir auch mit dem nicht gerade schönen Namen Farnkräuter belegen. Der Name Farn rührt auf denselben Ursprung zurück wie das altindische Wort varna, das soviel wie Bläuel oder Feder bedeutet; Farn heißt also soviel wie federförmiges Blatt. Die Naturkundigen belehren uns freilich, das das Blatt der Farne streng genommen kein Blatt ist wie dasjenige der Rosen, Eichen usw. Die Farne gehören zu den Kryptogamen, wie sie Linné genannt hat, d. h. zu den im Verborgenen sich befruchtenden Pflanzen. Es fehlt also den Farnen im Gegensatz zu dem Pflanz die Blüte; ihr „Blatt“ ist ein selbständiger, keiner Vergleichung unterworfenen Teil, und man tut besser daran, es nicht als Blatt zu bezeichnen, sondern es mit der besonderen Benennung Wedel zu belegen. Betrachtet man die Rückseite eines Farnwedels genauer, so entdeckt man auf ihr, längs des feinen Geädres verteilt, die zahlreichen Fruchthäufchen, die in besonderen Samenkapseln die zur Fortpflanzung bestimmten unzähligen Keimkörner enthalten. Man hat berechnet, daß ein großer Farnwedel über 1200 Fruchthäufchen aufweist, in denen sich über eine halbe Million Samenkapseln und in diesen über 15 Millionen Keimkörner befinden.

Man unterscheidet streng die Keimkörner oder Sporen der Kryptogamen von den Samenkörnern der Phanerogamen, die immer schon einen vorgebildeten Keim enthalten, während die winzig kleinen Sporen der Kryptogamen die Anlage der jungen Pflanze beim Keimen erst bilden. Da früher die Kenntnis der Sporenkörper und die Entstehung der Pflanzen aus ihnen gänzlich unbekannt war, so fand hier der Aberglaube ein leichtes Spiel, und man brachte die Pflanze mit dämonischen Kräften in Verbindung. Man sagte sich, daß die Pflanze Samenkörner haben müsse, um sich fortpflanzen zu können, und man maß diesen nun die Kunst zu, sich unsichtbar zu machen. Nur besonders bevorzugten oder mit bösen Geistern in Verbindung stehenden Menschen sei es möglich, in den Besitz des rätselhaften Samens zu gelangen, der auch seinem Träger die Gabe der Unsichtbarkeit verleihe. Noch andere wunderbare Kräfte schrieb man dem Samen zu. Sein Besitzer erfreute sich einer unverwundlichen Jugend und verfügte über übermenschliche Kräfte. Wer den Samen bei sich trug, dem wurden alle Wünsche erfüllt, und legte man den Farnsamen zu seinem Gelde, so bewirkte er, daß sich dieses trotz aller Ausgaben nicht verringerte. Nach den einen sollte die plötzliche Reife des Samens in der Christnacht, nach den andern in der Johannisnacht vor sich gehen. Man kann sich denken, daß in einer der beiden Nächte unzählige Versuche unternommen wurden, um in den Besitz des Glücksamens zu gelangen. — Dieser uns heute sonderbar anmutende Aberglaube ist aber immerhin ein Ausdruck dafür, wie manche Naturerscheinung nie aufhörte, den menschlichen Geist zu beschäftigen, bis nach vielfachen Irrwegen die wissenschaftliche Forschung die richtige Lösung zu finden vermochte.

Die moderne Naturwissenschaft hat das Rätsel der Fortpflanzung der Farne ergründet; sie hat auch festgestellt, daß diese Pflanzengattung in den feuchten Wäldern der heißen

Zone noch heute Baumfarne aufweist, die eine Höhe von 15 Meter und darüber erreichen und die riesige Wedel tragen. Die Wissenschaft hat uns aber noch weit mehr enthüllt. Sie hat uns gezeigt, daß einst vor Millionen von Jahren in unseren Breiten bei gänzlich anders gearteten klimatischen Verhältnissen noch riesigere Baumfarne standen, die in Riesenzwischen weite Striche bedeckten und deren gewaltige Stämme dann vom Meere überflutet und von den festen Bestandteilen der Meeresfluten begraben, unter dem starken, Jahrtausende anhaltenden Druck sich in die großen Steinkohlenflüsse gewandelt haben, die für uns heute eines der notwendigsten Mittel zur Erhaltung unserer Kultur und zur Fortführung unserer Existenz darstellen. Die reizvollen und sterblichen Farnwedel, die uns heute im Waldesschatten erfreuen, sind also die recht winzig gewordenen Nachkommen der riesigen Baumfarne, die uns vor Millionen Jahren den Stoff zu unseren Steinkohlen geliefert haben.

Obstpflanzungen vor 150 Jahren.

Friedrich der Große, dessen großes Interesse, welches er der Pflanzung des Obstbaues zuwandte, bekannt ist, bestimmte, daß jeder Bauer bei seinem Hofe einen Obstgarten anlegen und jeden Herbst wenigstens 10—12 Obstbäume anpflanzen soll; dabei müsse darauf gesehen werden, „nicht dünne Stämme zu setzen, die den Spiekrutten gleich sehen, oder krumme Reiser, die selten einen guten Fortgang haben, sondern die gezeigten Stämme müssen wenigstens armsdiel, 6 Fuß hoch bis zur Krone und gerade sein. Die gepflanzten Bäume sind mit einem Pfahl zu versehen. Um den Stamm herum ist die Erde in 1 bis 1½ Fuß Ausdehnung aufzuwerfen und damit der Stamm wenn möglich mit Dornsträuchern zu umbinden, gegen Beschädigung durch das Vieh.“ Wie vieles könnte auch noch heute aus diesen Worten des vielseitig interessierten Königs beherzigt werden!

Af grüner Haad.

Von Max Riedel.

Do drubm af grüner Haad,
do find'ich mei Lust und mei Fraad.
De Biigele singe,
de Heesele springe,
es glosen de Herich und de Neb
de Keeserle brumme,
und Bienenle, die summe.
Wie schie is de Welt doch! Guddel
Do drubm af grüner Haad.
Do ho ick mei Lust und mei Fraad.
Denn brühm aus den Häusel,
do gukt wie a Mäusel
mei Schoosel zen Fensterle raus.
Wie sig be ihr dorten:
und hausen her Pforten,
do tauschen ar Schäbele aus.
Do drubm af grüner Haad
verbel is mei Lust und mei Fraad.
De Geeger, die biesen,
ham Bläcken und Stieken.
Wie is doch dös Blut a sur ruck!
Mei Schab hot an'n annern,
und ick muß nu wannern.
Ach, wär' ick nür lieber gleich tutt!